

Tatsiana Astrouskaya

## Wieder „Juden werden“: Das Erstarken der jüdischen Emigrationsbewegung im sowjetischen Minsk

### Emigration als Chance und Herausforderung

Die Jahre 1967 und 1968 markieren den Beginn einer massenhaften Auswanderung von Jüdinnen und Juden aus der UdSSR, von der auch Belarus stark betroffen war. Dass sie in so großer Zahl auswandern konnten, war der vorangegangenen Entspannungspolitik zwischen der Sowjetunion und den USA geschuldet. Zum konkreten Auslöser für viele der Betroffenen wurde der Sieg Israels im Sechstagekrieg von 1967. Wie Kriegsteilnehmer und zeitgenössische Beobachter berichten, trug dieser Sieg zum positiven Bild bei, das jüdische Sowjetbürgerinnen und -bürger vom Staat Israel hatten, und milderte für sie die Schärfe der sowjetischen Propaganda.

Anfangs waren es Dutzende, dann Tausende – in Riga, Tiflis, Kiev, Minsk, Moskau und Leningrad –, die mit dem Gedanken spielten, ihre sowjetische Staatsbürgerschaft aufzugeben und nach Israel zu gehen, Alija zu machen. Das Motto *Odpustite nas domoj* („Lasst uns nach Hause“) wurde in der ersten Hälfte der 1970er Jahre zum Schlachtruf der jüdischen Emigrationsbewegung.

Während der Emigrationsprozess in anderen Sowjetrepubliken, etwa der Lettischen SSR, rasch an Tempo gewann, kam er im sowjetischen Belarus – der Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR) – anfangs nur schleppend in Gang. Im Frühjahr 1971 verließen die ersten zehn jüdischen Familien die Hauptstadt Minsk, um nach Israel auszuwandern, darunter auch der Künstler Mark Žitnickij (1903–1993), der unter Stalin im Gulag gewesen war, mit seiner Familie.<sup>1</sup> Im Sommer 1972 waren etwa tausend Jüdinnen und Juden aus der

<sup>1</sup> Unter den ersten Emigranten war auch Anatolij Rubin (1928–2017), ein ehemaliger Gulag-Häftling und der „erste zionistische Kämpfer“, wie Isaak Žitnickij ihn nennt. Rubin ging im Mai 1969 nach Israel. Siehe Isaak Žitnickij: Pamjati Anatolija Rubina. Auf: <https://www.netzulum.org/R/OrgR/DeclarationsR/Rubin.html> (letzter Zugriff: 7.3.2021).

BSSR ausgereist.<sup>2</sup> Obwohl die Emigration nicht nur erlaubt war, sondern in manchen Fällen sogar von den sowjetischen Behörden unterstützt wurde, blieb sie ein mühevolleres und unsicheres Unterfangen. Ob sie gelang, hing in hohem Maße von den sich ständig verändernden Entwicklungen in der sowjetischen und der internationalen Politik ab, aber auch von den Launen der örtlichen Verwaltung.

Zwischen 1970 und 1979 sank die Zahl der aschkenasischen Juden im sowjetischen Belarus von 147 991 auf 135 416, also um 8,5 Prozent.<sup>3</sup> Dieser Rückgang ist nicht allein auf die Emigration zurückzuführen, sondern auch auf die Faktoren Alterung und Assimilation. Die Gesamtzahl der Juden, die zwischen 1970 und 1979 aus der BSSR emigrierten, lässt sich auf etwa 8800 (beziehungsweise 5,9 Prozent der jüdischen Bevölkerung von 1970) schätzen. Diese Zahlen mögen niedrig erscheinen, sie sind jedoch Ausdruck eines fortwährenden Transformationsprozesses in den belarusischen Städten – vor allem in Minsk –, in denen Jüdinnen und Juden, die meist hochqualifizierte Fachleute oder Akademiker waren, noch immer eine bedeutende Rolle spielten.<sup>4</sup>

Sowohl die Stadt Minsk als auch die Gemeinschaft der Minsker Jüdinnen und Juden befanden sich in diesen Jahren im Umbruch. Die Stadt erfuhr einen tiefgreifenden Umbau hin zu einer sozialistischen „Musterstadt“ und zeichnete sich durch rasantes Wachstum aus – bedingt durch Zuwanderung, vor allem vom Land –,<sup>5</sup> während immer mehr Minsker Jüdinnen und Juden endgültig die Stadt verließen, die zuvor – neben Vilna – als „Hauptstadt des Jiddischen“ gegolten hatte.<sup>6</sup>

Ursachen und Umstände der Emigration von Jüdinnen und Juden aus der UdSSR wurden in der Forschung bereits ausführlich diskutiert; die Lage in den einzelnen Sowjetrepubliken wurde dabei jedoch nur selten in den Blick genommen. In

<sup>2</sup> Leonard Schroetter: *The Last Exodus*. New York 1974, S. 277.

<sup>3</sup> Vsesojuznaja perepis' naselenija 1970 goda: Nacional'nyj sostav naselenija; Vsesojuznaja perepis' naselenija 1979 goda: Nacional'nyj sostav naselenija. Auf: [http://www.demoscope.ru/weekly/ssp/sng\\_nac\\_79.php?reg=3](http://www.demoscope.ru/weekly/ssp/sng_nac_79.php?reg=3) (letzter Zugriff: 11.3.2021). Berechnungen der Autorin.

<sup>4</sup> 1970 hatten 164 von 1000 Jüdinnen und Juden einen Hochschulabschluss (in der belarusischen Bevölkerung lag dieser Anteil bei 24 von 1000).

<sup>5</sup> Thomas Bohn: *Minsk – Musterstadt des Sozialismus. Stadtplanung und Urbanisierung nach 1945*. Köln 2008, S. 77 und S. 149 et passim.

<sup>6</sup> Elissa Bemporad: *Becoming Soviet Jews. The Bolshevik Experiment in Minsk*. Bloomington 2013, S. 81.

diesem kurzen Beitrag werden die Anfänge der massenhaften Emigration von Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion betrachtet, wobei der Fokus auf einer spezifischen Region liegt: Minsk, der Hauptstadt der BSSR, in der ersten Hälfte der 1970er Jahre. Es soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit sich die Möglichkeit zur Emigration, die sich der Entspannungspolitik zwischen der Sowjetunion und den USA sowie dem Sieg Israels im Sechstagekrieg verdankte, auf das Leben der Minsker Jüdinnen und Juden auswirkte. Im Folgenden soll aufgezeigt werden, wie die Entscheidung zur Emigration oder auch nur die bloße Möglichkeit zur Emigration das Selbstverständnis von Jüdinnen und Juden neu bestimmte, die Beziehungen innerhalb der Minsker jüdischen Bevölkerung neu definierte und so zur Festigung der Gemeinschaft beitrug.

### Das Nachleben jiddischer Kultur in Minsk

Auf welche Weise und in welchem Umfang konnten sowjetische Jüdinnen und Juden nun „Juden werden“? In ihrer einflussreichen Untersuchung *Becoming Soviet Jews. The Bolshevik Experiment in Minsk* verweist Elissa Bemporad auf den Unterschied zwischen Juden im Ansiedlungsrayon und „anderen Juden“, die vor der Oktoberrevolution 1917 nicht dort gelebt hatten, und legt dar, wie diese Tatsache die Ausformung jüdischer Identität maßgeblich beeinflusste.<sup>7</sup> 1920 sprachen 92 Prozent der belarussischen Juden, die in den Städten wohnten, Jiddisch.<sup>8</sup> Auch während des Erstarkens und der Verfestigung sowjetischer Herrschaft blieb dieses Unterscheidungsmerkmal bestehen; der Einfluss traditioneller jüdischer Kultur und religiöser Praktiken sowie die Verbundenheit mit der Kultur des eigenen Shtetls waren unter den Jüdinnen und Juden des ehemaligen Ansiedlungsrayons weiterhin spürbar. Darüber hinaus wirkte sich die Politik der *korenizacija* („Einwurzelung“), die die UdSSR in den 1920er Jahren betrieb und die unter anderem auch die jüdische Kultur der Jiddisch sprechenden Gemeinschaft gefördert hatte, im sowjetischen Belarus ganz konkret aus.<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Ebd., S. 1 f. et passim.

<sup>8</sup> Leonid Smilovickij: Škola na Idiš v pervye desjatiletija sovjetskoj vlasti v Belorussij, 1921–1941 gg. In: Novaja evrejskaja škola 11 (2002), S. 172.

<sup>9</sup> Bemporad: *Becoming Soviet Jews* (wie Anm. 6), S. 81–111.

1941, bevor das nationalsozialistische Deutschland die UdSSR im Juni angriff und der Zweite Weltkrieg auch dort begann, hatten in Minsk rund 80 000 Juden (35 Prozent der Einwohner) gelebt, und die Mehrheit von ihnen hatte noch immer Jiddisch gesprochen. 1959 war die Zahl jüdischer Minskerinnen und Minsker aufgrund des Holocausts sowie infolge von Repressalien, Krieg, Evakuierung und Hunger auf 38 500 gefallen (7,6 Prozent der Einwohner). In den 1970er Jahren stieg sie zumindest absolut wieder an und lag bei 47 000 (5,1 Prozent). Zu Beginn der Massenemigration 1989 lebten 39 154 Juden in Minsk; in den folgenden zehn Jahren fiel ihre Zahl dann wieder und lag 1999 bei rund 10 000.<sup>10</sup>

Doch obwohl die jüdische Bevölkerung so drastisch geschrumpft war, blieb Minsk weiterhin lange eine jüdisch geprägte Stadt. Als die ersten überlebenden Jüdinnen und Juden in die BSSR zurückkehrten, zog es viele von ihnen nach Minsk, sodass nach einer Weile fast ein Drittel der belarussischen jüdischen Bevölkerung (1970: 31,8 Prozent) in der Hauptstadt der BSSR lebte. Zwar musste das staatliche belarussische jüdische Theater (Belorusskij Gosudarstvennyi Evreiskij Teatr – Belgoset) 1949 seinen Betrieb einstellen,<sup>11</sup> doch hielten viele Jüdinnen und Juden, vor allem jene der älteren Generation, weiterhin an ihrer jüdischen Identität fest, obwohl ihre Kultur von offizieller Seite nun rigoros unterdrückt wurde.

Leonid Zuborev (\*1943), Musiker und aktiver Fürsprecher der jüdischen Kultur, erwähnt in seinen Erinnerungen, dass es in Minsk immer einen „jüdischen Geist“ (*evreiskij duch*) gegeben habe. In den 1950er Jahren zählten zu den Vertretern dieses „Geistes“ unter anderem die ehemaligen Schauspieler am Belgoset (Mark) Moin Nowak (1903–1969) und Judif

<sup>10</sup> Die Zahlen stammen aus Evgenij Rozenblat, Irina Elenskaja: *Dinamika čislenosti i rasselenija belorusskich evreev v XX veke*. In: *Diaspory 4* (2002), S. 27–52.

<sup>11</sup> Am 2. März 1949 äußerte das Komitee für Kunst (das dem Ministerrat der UdSSR unterstellt war) harsche Kritik an dem Theater; am 12. März 1949 wurde es aufgrund eines Beschlusses des Ministerrats der BSSR geschlossen. Siehe hierzu: *O rabote Belorusskogo Gosudarstvennogo Evrejskogo Teatra*, in *Rossiiskij Gosudarstvennyi Archiv Sozial'no-Političeskoj Istorij (RGASPI)*: F. 17, Op. 132, D. 239, L. 6–7. Auf: <https://www.alexanderyakovlev.org/fond/issues-doc/68585> (letzter Zugriff: 29. 12. 2021). Vgl. hierzu auch das interaktive Projekt zur Geschichte des Belgoset am Museum für Lokalgeschichte von Nowosibirsk, initiiert im Jahr 2020; wissenschaftliche Leitung: Inna Gerasimova. Auf: <https://youmuseum.ru/project/belgoset/main.html> (letzter Zugriff: 29. 12. 2021).



1 „Bluzdajušcie zvjězdy“, die Musikkapelle von Leonid Zuborev

Arončik (1908–1993), die Schriftsteller (Girsch) Reles (1913–2004) und (Chaim) Maltinskij (1910–1986) sowie der Künstler Lazar Ran (1909–1988)<sup>12</sup>. Sie alle arbeiteten auch während der folgenden Jahre weiter und verarbeiteten in ihren Werken jüdische und sowjetische Einflüsse und Ideen. Für alle spielte die jiddische Sprache eine wichtige Rolle.

Einer der bekanntesten Kenner des Jiddischen in Minsk war der Illustrator, Bühnenbildner sowie spätere *refusenik* und „Gefangene Zions“<sup>13</sup>, Cfanja-Gedalja Kipnis (1905–1982). Er wurde auf dem Gebiet der heutigen Ukraine (Oblast' Žytomyr) geboren und besuchte die jüdische Schule für Kunst und Kunsthandwerk in Kiev. 1929 zog er nach Minsk und wirkte von dort aus an der Institutionalisierung jiddischsprachiger Kultur im sowjetischen Belarus mit, die in den 1920er und

<sup>12</sup> Inna Gerasimova: Glavnaja tema Lazarja Rana. In: Mishpokha 25 (2010). Auf: <http://mishpoha.org/n25/25a12.php> (letzter Zugriff: 29.12.2021). Volf Rubinčik: Bluzdajušcie zvězdy Leonida Zuboreva. In: Anachnu Kan/My tut 5/6 (2002). Auf: <https://belisrael.info/?p=17252> (letzter Zugriff: 29.12.2021).

<sup>13</sup> Die Bezeichnung geht auf Psalm 126 zurück, der die Freude thematisiert, die die Verbannten (die Gefangenen Zions) bei ihrer Rückkehr nach Zion empfinden.

1930er Jahren einsetzte.<sup>14</sup> Während des Zweiten Weltkriegs diente er in der sowjetischen Armee als Hauptmann der Infanterie. Nach seiner Rückkehr nach Minsk im Jahr 1949 war er im jüdischen Samisdat aktiv und verbreitete jüdische Kultur auf Untergrundkanälen. Mit seiner Leidenschaft für das Jiddische und das Hebräische begeisterte er auch seine jüngeren Mitstreiter.<sup>15</sup> Der Sieg Israels im Sechstagekrieg von 1967 befeuerte seinen Enthusiasmus noch mehr.

In den 1970er Jahren erfreuten sich die jiddische Sprache und die jüdische Kultur sowie, wenngleich in geringerem Umfang, auch die religiöse Praxis eines wachsenden Interesses. Der jüdische Samisdat erlebte einen Aufschwung, man veröffentlichte sowohl selbst verfasstes Material als auch solches aus anderen Sowjetrepubliken sowie später auch aus dem Ausland; *ulpanim*, Hebräischkurse, wurden organisiert, jüdische Musikgruppen gegründet, man feierte jüdische Feiertage und nicht zuletzt jüdische Hochzeiten.<sup>16</sup> Die Behörden der BSSR wurden von dieser Entwicklung vermutlich überrascht. Sie beobachteten das Geschehen mit Argusaugen und schritten auch dagegen ein. Überraschenderweise ging man dabei jedoch nicht nur von einer ideologischen Warte aus vor, so etwa gegen die „Provokationen des weltweiten Zionismus“. Zu den Maßnahmen gehörten auch ein scheinbar „integratives“ Angebot an gebührenpflichtigen Kursen für „Althebräisch“ sowie die Herstellung und der Verkauf von *Mazzot*, Matzen.<sup>17</sup>

## Juden werden

Ein Beispiel für die Widersprüche, mit denen Jüdinnen und Juden in Belarus damals zu kämpfen hatten, ist der Oberstleutnant der Roten Armee im Ruhestand, Lev Ovsiščer (1919–2007), der stets ein überzeugter Kommunist gewesen war. 1970 unterzeichnete er eine Petition gegen die unrechtmäßige Verfolgung von Jüdinnen und Juden aus Chişinău. Weil er wegen dieser Unterschrift gegängelt wurde, beantragte er ein

<sup>14</sup> Mehr hierzu in Viktor Žybul: Cfanja Kipnis – čalavek bospamytkovaha gustu. In: *Maladosc'* 4 (2016), S. 114–118.

<sup>15</sup> Ernst Levin: Na desjat' minut vpered i vremeni, na desiat' let vpered i žizni. In: *Mishpokha* 27 (2010). Auf: <http://mishpoha.org/n27/27a08.php> (letzter Zugriff: 30. 12. 2021).

<sup>16</sup> Zu den Sprachkursen siehe Belarusisches Nationalarchiv (BNA): F. 4, Op. 65, D. 177, L. 59–162 und 163–166.

<sup>17</sup> Ebd.: F. 4, Op. 65, D. 177, L. 163–166.

Ausreisevisum. Nachdem ihm dieses verweigert worden war, engagierte er sich verstärkt für die Sache der Emigration und überdachte dabei auch sein eigenes Selbstverständnis. Seine eigene Ausreise ließ noch lange auf sich warten, erst 1987 erhielt er schließlich die Erlaubnis.<sup>18</sup>

In seinen Erinnerungen mit dem Titel *Vozvraščenie* („Heimkehr“) blickt Ovsiščer immer wieder auf das Leben seiner Familie in seinem Heimatort Bahušeŭsk zwischen den beiden Weltkriegen zurück, insbesondere darauf, wie dieses Leben vom eigenen Jüdischsein geprägt war. Jude zu sein bedeutete für ihn, in der jiddischen Sprache verwurzelt zu sein, die buchstäblich seine Muttersprache war, jene Sprache, die auch seine Mutter sprach:

„‘Shver tsu zayn a Yid’ – wie meine jüdische Mutter in den schwierigen Stunden des Lebens zu sagen pflegte. Sie sprach es mit einem tiefen Seufzen aus, und diese Worte brachten gleichsam auf den Punkt, was es bedeutete, als Juden in der Diaspora zu leben. Sie wurden für uns zum Fluchtraum, der uns erlaubte, mit unseren Sorgen umzugehen und die Turbulenzen des Lebens zu überstehen.“<sup>19</sup>

Das Leben des Ingenieurs und Alija-Aktivisten Ernst Levin (1934–2016) verlief dagegen völlig anders. Er wurde in eine Familie linientreuer Kommunistinnen und Kommunisten hineingeboren und nach Ernst Thälmann (1886–1944) benannt, dem langjährigen Vorsitzenden der Kommunistischen Partei Deutschlands. Wie Levin sich erinnert, glaubten seine Eltern fest an den Fortschritt der sowjetischen Gesellschaft und den Erfolg der Internationalisierung, wie er in der UdSSR verkündet wurde. Wie viele andere ihrer Generation setzten Levins Eltern alles daran, das jüdische Erbe der Familie von ihren Kindern fernzuhalten. Daher entwickelte er erst Mitte der 1960er Jahre ein Interesse am Jiddischen, der Sprache der örtlichen jüdischen Bevölkerung, und an jüdischer Kultur und Geschichte.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Lev Ovsiščer: *Vozvraščenie*. Jerusalem 2007. Auf: <http://machanaim-2.org/machanaim/history/ovsischer/o-0s.htm> (letzter Zugriff: 6.1.2022).

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Ernst Levin: *I posoch v ruke vašei. Dokumental'nyi memuar 2002 goda (k tridtsatiletiju ischoda iz SSSR)*. Jerusalem 2007, S. 17. Auch online verfügbar auf: <https://berkovich-zametki.com/2006/Starina/Nomer3/Levin1.htm> (letzter Zugriff: 7.3.2021).

Levins Weg zum Zionismus begann mit seiner Beschäftigung mit der Lektüre, Musik und den Diskussionen der Dissidentenkreise, die in den ausgehenden 1950er und den frühen 1960er Jahren, das heißt in der Zeit des „Tauwetters“ unter Chruschtschow, entstanden. Er sah die Idee des Sozialismus zunehmend kritisch, begeisterte sich für jüdische Kultur und sprach schon bald so gut Hebräisch, dass er mit dem Gedanken spielte, Hebräischlehrer zu werden.<sup>21</sup> Unter anderem war es der bereits erwähnte Cfanja Kipnis, ein begeisterter Verfechter jüdischer Kultur, der wesentlich dazu beitrug, dass sich Levins Blick auf alles Jüdische nachhaltig veränderte.<sup>22</sup> Das gilt auch für das Jiddische als Sprache des Privaten, die seine Familie verwendet hatte, wenn Außenstehende nicht mitbekommen sollten, worüber man redete.<sup>23</sup>

Wenn also die Töchter und Söhne der Revolutionsanhänger, wie Yuri Slezkine sie in *The Jewish Century* beschreibt,<sup>24</sup> „Juden werden“ wollten, dann geschah das, soweit sie in Minsk oder überhaupt in der BSSR lebten, vor einem anderen Hintergrund als bei ihren Altersgenossinnen oder -genossen in Moskau oder Leningrad, da die Verbindung mit der traditionellen jüdischen Kultur der belarusischen Shtetlech bei ihnen noch nicht vollkommen abgerissen war.<sup>25</sup> Ob diese spezielle Form des Jüdischseins eher charakteristisch für jene war, die blieben, oder für jene, die emigrierten, lässt sich nur schwer sagen. Allerdings liegt die Vermutung nahe, dass in der ersten Hälfte der 1970er Jahre die Absicht, „Jude zu werden“, also die eigene jüdische Identität anzuerkennen, oft die Entscheidung zur Emigration begleitete und gemeinsam mit dieser reifte. Damit einhergehend bedeutete Jüdischsein auch, lange zurückliegen-

<sup>21</sup> Ebd., S. 89–93; FSO: F. 30.45 (Levin), S. 2–85; Vgl. Ann Komaromi: Between Two Worlds: Late Soviet Jews in Leningrad. In: *East European Jewish Affairs* 48 (2018), S. 23–40. Zum Hebräischunterricht in der UdSSR siehe Mark Drachinsky: *A Brief Survey of the History of Hebrew Teaching in USSR*. In: Avi Beker, Yaacov Roi (Hg.): *Jewish Culture and Identity in the Soviet Union*. New York 1991, S. 246–254.

<sup>22</sup> Levin: I posoch v ruke vašei. Auf: <https://berkovich-zametki.com/2006/Starina/Nomer3/Levin1.htm> (wie Anm. 20).

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Yuri Slezkine: *The Jewish Century*. Princeton, Oxford 2019, S. 105–203.

<sup>25</sup> Über das jüdische Leben in den Shtetlech in der Nachkriegszeit siehe Iryna Ramanava: *Pasljavaenny jaŭrejski Babrujsk*. In: *Belaruski historyčny ahljad*, 1–2 (2016). Auf: <http://www.belhistory.eu/iryna-romanova-paslyavaenny-yaurejski-babrujsk/> (letzter Zugriff: 20.02.2022).



de Erfahrungen in das eigene Leben zu integrieren – persönliche sowie solche von Familienmitgliedern und Freunden. Gleichzeitig galt, ganz im Gegensatz zu den Bemühungen um die Stärkung des Jiddischen in den 1920er und 1930er Jahren, Hebräisch und nicht mehr Jiddisch als die Sprache der neu erworbenen jüdischen Identität und wurde vor allem von der jüngeren Generation gepflegt.

## Sowjetbürger und Juden

Exemplarisch für die Spannungen, die daraus erwachsen konnten, gleichzeitig sowjetischer Bürger und jüdisch zu sein, ist die Biografie von Oberst Efim Aronovič Davydovič (1924–1976). Aufgrund seines aktiven Kampfes für die Rechte von Jüdinnen und Juden und den Zionismus sowie wegen seiner Kritik am staatlichen Antisemitismus in der UdSSR wurde er in den 1970er Jahren weit über die Sowjetunion hinaus bekannt.<sup>26</sup>

Davydovič wurde 1924 in eine jüdisch-belarusische Familie geboren (sein Vater war Jude, seine Mutter Belarusin). 1942 wurde er zum Dienst in der Roten Armee eingezogen, kämpfte im Zweiten Weltkrieg, wurde schwer verwundet und hoch dekoriert. Nach dem Krieg verblieb er in der Armee, bis er 1969 aus gesundheitlichen Gründen ausschied. 1944 gab er in seinem Mitgliedsantrag für die KPdSU als Staatsangehörigkeit „belarusisch“ an, etliche Quellen belegen jedoch, dass er seine jüdischen Wurzeln nie verleugnete.<sup>27</sup>

Nach seiner Entlassung aus der Armee im Sommer 1969 wandte sich Davydovič an das Parteikomitee des Distriktes Minsk-Zentrum und bat darum, dass auf seinem Mitgliedsausweis die Angabe zur Nationalität in „jüdisch“ geändert werde, da er „immer stolz gewesen war, Jude zu sein“<sup>28</sup>. Anfangs reagierte der Ausschuss nicht auf die Anfrage, doch zwei Jahre später nahm die Sache eine unerwartete Wendung.

<sup>26</sup> Siehe etwa die Aufzeichnungen des Radio Free Europe/Radio Liberty Research Institute, in denen Davydovič häufiger als andere Aktivisten genannt wird: Open Source Archives (OSA): HU OSA 300-85-12 183/8. Mein Dank gilt Dr. Anastasia Felcher, der Archivarin der Open Society Archives in Budapest, die mir Zugang zu diesen Materialien verschafft hat.

<sup>27</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 48–147 (wie Anm. 16). (Diese Akte hat eine rückläufige Nummerierung – T. A.). Mein Dank gilt Uladzimir Monzul, dem Archivar des Belarusischen Nationalarchivs in Minsk, der mir die Arbeit mit diesen Quellen ermöglicht hat.

<sup>28</sup> Ebd.

Im Sommer 1971 entdeckte der (in den Akten nicht namentlich genannte) Direktor der Nikolaj-Gogol-Bibliothek in Minsk (Bibliothek Nr. 4, gelegen im früheren Distrikt Minsk-Zentrum) in einer Ausgabe der Zeitschrift *Oktjabr*, die Davydovičs Tochter Sofija 1969 entliehen hatte, handschriftliche Notizen.<sup>29</sup> Die Notizen standen neben einem Ausschnitt aus dem berühmten Roman *Čego že ty chočeš* („Was willst du denn?“) von Vsevolod Kočetov (1912–1973), dem Chefredakteur der Zeitschrift. In den Notizen übt Davydovič unter anderem Kritik an Stalin, nennt ihn einen Faschisten und bezeichnet Trotzki als „großen Revolutionär“.<sup>30</sup> Obwohl er mit seiner Kritik an dem Roman nicht alleine stand – die Intelligenzija in der UdSSR (und außerhalb) las ihn als einen Versuch, die Stalinära und die Reaktion zu rehabilitieren –, sah man darin, zusammen mit der Tatsache, dass er Jude war, einen hinreichenden Grund, ihn zu schikanieren und zu verfolgen. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, dass der Prozess um die „Flugzeugentführung“ in Leningrad im vorausgegangenen Jahr, bei der mehrere Refuseniks vergeblich versucht hatten, ein Flugzeug zu kapern, um damit nach Israel zu gelangen, großes Aufsehen erregt hatte; zu dieser Zeit waren also auch die belarusischen Behörden äußerst wachsam.<sup>31</sup>

Nachdem eine grafologische Analyse ergeben hatte, dass die Notizen von Davydovič stammten, reagierten die Aufsichtsbehörden unverzüglich. Am 7. respektive am 9. Juni 1971 wurde Davydovič seine Parteimitgliedschaft entzogen, und am 23. Juli eröffnete das Parteikomitee des Distrikts Minsk-Zentrum ein Strafverfahren gegen ihn.<sup>32</sup>

Weil Davydovič überzeugt war, dass es ausschließlich um seine Mitgliedschaft in der KPdSU gehe, erhob er auf allen Ebenen des Staatsapparates Einspruch und wandte sich schließlich an den Ersten Sekretär der Kommunistischen Partei von Belarus, Pjotr Mascherow. Sein Fall wurde auf den höchsten Ebenen besprochen (sowohl im Zentralkomitee der KP von Belarus als auch beim KGB), aber der Einspruch zeigte keinerlei Wirkung.

<sup>29</sup> *Oktjabr*: Nr. 10/11 (1969). Die Ausgabe wurde am 6. Juni 1970 zurückgegeben und anschließend noch acht Mal entliehen.

<sup>30</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 135–136 (wie Anm. 16).

<sup>31</sup> Mehr dazu bei Mark Dymshits: *Hijack for Freedom. The Memoirs of Mark Dymshits: Soviet Pilot, Jew, Breacher of the Iron Curtain*. Jerusalem 2021.

<sup>32</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 134 und 155 (wie Anm. 16).



Anfangs forderte Davydovič nur seine Mitgliedschaft zurück und versuchte zu belegen, dass er – als Jude – stets ein treuer und loyaler sowjetischer Bürger und ein ebensolches Parteimitglied gewesen war. Als ihm klar wurde, dass die KP keineswegs vorhatte, ihn zu rehabilitieren, wurde er wagemutiger und brachte auch andere Themen zur Sprache, etwa den zunehmenden Antisemitismus in der sowjetischen Gesellschaft und das Gedenken an die Verfolgung und Ermordung von Jüdinnen und Juden während des Zweiten Weltkriegs. Schließlich bat er um die Erlaubnis, die UdSSR verlassen und nach Israel auswandern zu dürfen. Nach vier Jahren hatte er einen solchen Bekanntheitsgrad erreicht, dass er es – gemeinsam mit anderen *refuseniks* – wagen konnte, öffentlich die Verlautbarungen der in Moskau erscheinenden, führenden literarischen Zeitschrift *Novyj mir* anzuprangern, Briefe an die Presse in Israel und in der westlichen Welt zu schreiben und die israelische Militärpolitik gegenüber Palästina zu verteidigen.<sup>33</sup>

2 Eine der ersten Kundgebungen von Minsker Jüdinnen und Juden in den frühen 1970er Jahren. In der Mitte (von links nach rechts): Ovsiščer, ein Unbekannter, Klara Alšanskaja (?), Alšanskij, Davydovič und seine Frau Marija

<sup>33</sup> OSA: HU OSA 300-85-12 183/8.

In dieser Zeit machte Davydovič die Bekanntschaft anderer jüdischer Aktivisten, darunter die der bereits erwähnten Levin, Ovsiščer und Kipnis sowie Naum Alšanskij (1917–1991)<sup>34</sup>, ebenfalls Veteran und ehemals linientreuer Kommunist – worüber der KGB das Zentralkomitee der KP Belarus unverzüglich informierte.<sup>35</sup> Man bildete eine lockere Gruppe und unterstützte sich gegenseitig in dem Bestreben, „Juden zu werden“.

Das Erstarken dieser Bewegung brachte es auch mit sich, dass nun immer mehr Minsker Jüdinnen und Juden regelmäßig der Opfer des Holocaust gedachten. Die erste spontane gemeinsame Gedenkfeier fand 1972 am dreißigsten Jahrestag der Massenerschießung vom 2. März 1942 statt, bei der die Nationalsozialisten am Tag des Purimfestes mehrere Tausend Bewohnerinnen und Bewohner des Minsker Ghettos ermordet hatten; die folgenden Gedenkfeiern wurden dann jeweils am 9. Mai, der in der Sowjetunion als Tag des Sieges über Hitlerdeutschland im Jahr 1945 gefeiert wurde, abgehalten. Ovsiščer zufolge versammelten sich ab 1976 jährlich etwa dreitausend Menschen; in einem Jahr belief sich die Zahl der Teilnehmenden auf fünftausend.<sup>36</sup>

### Kampf gegen Antisemitismus

Efim Davydovič kämpfte bis zu seinem frühen Tod 1976 gegen den Antisemitismus in der BSSR, trotz seiner angegriffenen Gesundheit und der Untersuchung, die der KGB in Minsk im Spätherbst 1972 gegen ihn und Cfanja Kipnis einleitete.<sup>37</sup> Wie etliche andere Minsker Jüdinnen und Juden war auch er in großer Sorge angesichts der Spannungen, die zu dieser Zeit zwischen den einzelnen Volksgruppen in der Sowjetunion herrschten.

Die signifikante Verschlechterung der Beziehungen zwischen der UdSSR und Israel nach dem Sechstagekrieg von 1967 wirkte sich, wenn auch nur indirekt, auf die Haltung aus, mit der man in der UdSSR Jüdinnen und Juden begegnete. Mit

<sup>34</sup> Am 28. Dezember 1975, im Jahr seiner Emigration nach Israel, gab Alšanskij dem Russian Service von Radio Freedom in New York ein Interview. Auf: <https://www.svoboda.org/a/24508118.html> (letzter Zugriff: 12.1.2022).

<sup>35</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 139 und 138 (wie Anm. 16).

<sup>36</sup> Ovsiščer: *Vozvraščenie* (wie Anm. 18).

<sup>37</sup> BNA: F. 4, Op. 54/18, D. 82, L. 155 (wie Anm. 16).

Предатели,  
фашисты  
скорее выбирают  
себе  
Израиль.  
Общественности

3 Anonyme handschriftliche Notiz: „Verräter und Faschisten – verschwindet auf der Stelle nach Israel. Die Öffentlichkeit.“ Diese Notiz ging der Familie Levin zu, nachdem ihr Entschluss zur Emigration bekannt geworden war.

der Frage der Emigration, die für viele ganz unversehens zum Thema wurde, stand plötzlich auch das „Anderssein“ von Jüdinnen und Juden im Raum, und die Kritik am Zionismus, die in den Medien lanciert wurde, verstärkten den Antisemitismus im Alltag. Zugleich mussten viele jüdische Menschen erkennen, dass vereinzelte Manifestationen von Antisemitismus, die man zuvor einem individuellen Mangel an Bildung und Respekt zugeschrieben hatte, Teil einer vom Staat gelenkten Kampagne waren.

Die Lage im sowjetischen Belarus war in gewisser Weise eine Ausnahme. In seinen Erinnerungen und seinen Aussagen für Yad Vashem erwähnt Lev Ovsiščer zwar einzelne pogromartige Aktionen und Menschen mit antisemitischer Haltung in seinem Umfeld, doch das Verhältnis zwischen der jüdischen und der belarusischen Bevölkerung vor dem Zweiten Weltkrieg beschreibt er als positiv.<sup>38</sup> Diese Einschätzung von Belarus als einem toleranten Staat, in dem so gut wie keine Pogrome stattfanden, wurde von vielen anderen geteilt.<sup>39</sup>

In der Nachkriegszeit änderte sich die Situation grundlegend. Die jüdische Bevölkerung verringerte sich, und der Antisemitismus fasste in der belarusischen Gesellschaft immer mehr Fuß. Das sowjetische Belarus, das einst als ein Staat ge-

<sup>38</sup> Ovsiščer: *Vozvraščenie* (wie Anm. 18); FSO: f. 30.291 (Owsischtscher). Vgl. hierzu auch die Aussagen von Holocaustüberlebenden in Anika Walke: *Pioneers and Partisans. An Oral History of Nazi Genocide in Belorussia*. New York 2015.

<sup>39</sup> Siehe zum Beispiel Bemporad: *Becoming Soviet Jews* (wie Anm. 6), S.30.

golten hatte, in dem unterschiedliche Ethnien in vorbildlicher Weise friedlich zusammenlebten, bildete laut Berichten und Erinnerungen von Zeitgenossen in späteren Jahren einen Nährboden für Antisemitismus. Vor allem in den frühen 1970er Jahren kamen diese Tendenzen zum Vorschein.

1973 veröffentlichte der Literaturkritiker, Dichter und Journalist Maxim Lužanin (1909–2001)<sup>40</sup> das Gedicht „Praz vajnu. Frahmenty z dzjonnika“ („Durch den Krieg. Fragmente aus einem Tagebuch“), das er 1943/44 geschrieben hatte.<sup>41</sup> Wenig überraschend preist er darin den Heldenmut und die Opferbereitschaft des sowjetischen, insbesondere des belarusischen Volkes während des Krieges, doch erhebt er auch schwere Vorwürfe gegen eine bestimmte Personengruppe (ohne sie je zu benennen), deren Angehörige er gelinde gesagt als Feiglinge, Speichellecker und Opportunisten beschreibt.<sup>42</sup> Besonders bemerkenswert an dem Gedicht ist, dass es, wie der Titel nahelegt, als dokumentarischer Text präsentiert wird.

Etliche Minsker Jüdinnen und Juden, unter anderem Ovisščer, Davydovič und Grigorij Hess, waren der Ansicht, Lužanin wolle mit dem Gedicht die belarusisch-jüdische Bevölkerung verunglimpfen und abstreiten, dass diese ihren Teil zum Sieg über Nazideutschland beigetragen hatte. Heftiger Protest erhob sich, und die Sache erregte auch im Ausland Aufsehen.<sup>43</sup> Die jüngere Geschichte der sowjetischen Jüdinnen und Juden lieferte ausreichend Gründe, anlässlich dieses Angriffs alarmiert zu sein.

Nicht weniger beunruhigend waren die Aktivitäten von Vladimir Begun (1929–1989), einem in Minsk ansässigen sowjetischen Propagandisten und Mitarbeiter des Instituts für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der BSSR. Ab Ende der 1960er Jahre veröffentlichte er in kurzer Abfolge Pamphlete, in denen er die Feinde des Sowjetstaates darstellte. Zu diesen Feinden zählte er auch belarusische Nationalisten und

<sup>40</sup> Mehr zu Lužanin in Tatsiana Astrouskaya: *Cultural Dissent in Soviet Belarus (1968–1988)*. Intelligentsia, Samizdat and Non-Conformist Discourses. Wiesbaden 2019, S. 99.

<sup>41</sup> Veröffentlicht in der Anthologie *Rosy na kalase: Maxim Lužanin, Praz vajnu. Frahmenty z dzjonnika*. In: Ders., *Rosy na kalase*. Minsk 1973, S. 62–87.

<sup>42</sup> Ebd., S. 72–77. Die zeitgenössische belarusische und russische Kritik ging darüber kommentarlos hinweg. Siehe beispielsweise Vladimir Gnilomëdov: *Mnogogrannost' [Rezension zu Rosy na kalase]*. In: *Družba narodov* 10 (1974), S. 275–277.

<sup>43</sup> OSA: HU OSA 300-85-12 183/8.

Freimaurer, doch seine Angriffe gegen den Zionismus und das Judentum waren von besonderer Schärfe.<sup>44</sup>

Zusätzliche Motivation für den Kampf gegen den Antisemitismus lieferten etliche Mordfälle, die sich in Minsk in der ersten Hälfte der 1970er Jahre ereigneten. Unter den Opfern waren der berühmte Medizinprofessor Abram Michelson (1971),<sup>45</sup> der Physikprofessor Teodor Perelman (1974)<sup>46</sup> sowie die Geschwister Tulik.<sup>47</sup>

## Fazit

Der von Elissa Bemporad geprägte Begriff der „verflochtenen Loyalitäten“ („entangled loyalties“) kann, obwohl sie ihn mit Blick auf einen anderen Zusammenhang eingeführt hat, auch auf die erstarkende Bewegung jüdischer Emigration im Minsk der 1970er Jahre angewendet werden.<sup>48</sup>

Für die meisten Sowjetbürger, auch für sowjetische Jüdinnen und Juden, war der Sieg im Zweiten Weltkrieg ein zentrales Element der Identitätsstiftung und blieb dies auch nach der Entscheidung zur Emigration. Eine besonders große Bedeutung hatte er für Jüdinnen und Juden, die im Krieg in der Roten Armee gedient hatten, und nun mit Verweis auf diesen Teil ihrer Biografie sowohl untermauern wollten, dass sie heldenhaft für die Sowjetunion gekämpft hatten, als dass sie sich auch das Recht auf eine Auswanderung nach Israel erstreiten wollten. Lev Ovsiščer sprach auch dann noch, als der sowjetische Machtapparat ihn bitter enttäuscht hatte, vom Heldenmut der Kriegsjahre. Efim Davydovič trug seinen mit Auszeichnungen geschmückten Militärmantel, wenn er am 9. Mai, dem offiziell-

<sup>44</sup> Siehe etwa Vladimir Begun: Polzučaja kontrrevolucija. Minsk 1974; Ebd.: Vtorženje bez oružija. Moskau 1977. Siehe auch Alexander Friedman: Antizionismus und Anti-Masonismus in der Sowjetunion nach dem israelisch-arabischen Sechstagekrieg (1967). Der Verschwörungstheoretiker Vladimir Ja. Begun (1929–1989). In: Claus Oberhauser (Hg.): Juden und Geheimnis. Interdisziplinäre Annäherungen. Innsbruck 2015, S. 137–151.

<sup>45</sup> Mehr zu diesem Fall findet sich im Bericht der Tochter von Michelson, Freda Sagal'čik: Ubijstvo Professor Michel'sona. Ko 100-letiju so dnja roždenija. Rasskaz dočeri. In: Mishpokha 11 (2002), Auf: [http://mishpoha.org/nomer11/freda\\_sagalchik.php](http://mishpoha.org/nomer11/freda_sagalchik.php) (letzter Zugriff: 22. 12. 2021).

<sup>46</sup> N. N.: Professor-evrej pogib v Minske pri požare. In: Naša Strana, 10. 11. 1974; OSA: HU OSA 300-85-12 183/8. In dieser Veröffentlichung wird Perelmans Name falsch geschrieben.

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> Bemporad bezieht sich hauptsächlich auf Überschneidungen von Bundismus und Kommunismus in der BSSR der 1920er Jahre, siehe Bemporad: Becoming Soviet Jews (wie Anm. 6), S. 51.

len Tag des Sieges in der UdSSR, jüdische Gedenkveranstaltungen besuchte. Entgegen den Behauptungen der zeitgenössischen sowjetischen Propaganda und westlicher Beobachter<sup>49</sup> waren die Minsker Jüdinnen und Juden, die eine Emigration anstrebten, keine „militanten Antikommunisten“.

Jüdische Minskerinnen und Minsker entschieden sich zur Emigration, kämpften gegen Antisemitismus und bekräftigten ihre Loyalität zum Staat Israel. Dabei konnten sie ihre Identität als sowjetische Bürgerinnen und Bürger nicht gänzlich aufgeben (und wollten dies vielleicht auch gar nicht). Und sie blieben weiterhin dem Land und der jiddischsprachigen Kultur der Shtetlech verbunden, in denen viele von ihnen zur Welt gekommen und aufgewachsen waren.

*Aus dem Englischen von Felix Mayer.*

BILDNACHWEIS

Abb. 1–2 © Forschungsstelle Osteuropa, Bremen, f. 30.291 (Owsischtscher)  
Abb. 3 © Forschungsstelle Osteuropa, Bremen, F. 30.45 (Levin), 2–157

<sup>49</sup> Vladimir Begun: Sionism i judaizm. Minsk 1972, S. 1.